

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 28.

Halle a. d. S., Sonntag 15. Juli.

1888.

Inhalt: Auf Hohen-Moor. Novelle von Claire von Glümer. (Fortf.) — Wie das Czarenreich christlich ward. Von Edwin Bauer. — Land- und Hauswirthschaft: Anbaubersuche mit verschiedenen Rothkleearten und Pleggrasgemengen in den Jahren 1886 und 1887. Wie bereitet man einen guten Johannisbeerwein. Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Mannichfaltiges: Ein Liebeslied der Altvordern. Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Auf Hohen-Moor.

Novelle von Claire von Glümer.

(Fortsetzung.)

2.

Als gleich darauf auch Sinter Sobst Elamor — nur der jeweilige Inhaber des Majorats führte den Grafentitel — den Musikkal verließ, hörte er, daß ein Wagen vorfuhr.

„Evy und Wulf“, sagte er in Gedanken zu sich selbst. „Käme ich jetzt erst mit ihnen zurück, so wäre mir die peinliche Unterredung erspart geblieben. Freilich nur für heute“, fügte er im nächsten Augenblick hinzu. „Die Erklärung war unvermeidlich; und ob ich gleich, ob nach einigen Tagen oder Wochen meinen Entschluß fasse . . . ! Aber was thun, was thun?“

Während der Erbe des Hauses in diesen Gedanken seinem Zimmer zugeht, waren die Heimkehrenden ausgestiegen.

„Tausend Dank, liebe Frau Pastorin, und gute, gute Nacht!“ rief Evy's weiche, frische Stimme in den Wagen hinein, während ihr Begleiter militärisch grüßte; dann machte der Wagen kehrt, um die alte Dame nach dem Pfarrhause zu fahren, und Wulf fragte ingrimmig, indem er neben der weißverhüllten Elfen Gestalt die Freitreppe hinaufstieg: „Was hast du zu danken, etwa dafür, daß die langweilige Alte dich wie ein Drache bewacht hat und sogar mit heraufgefahren ist? Ich hatte dir so viel zu sagen.“

„Wozu wir hier natürlich den ganzen Tag nicht Zeit finden!“ gab Evy neckisch zur Antwort; als sie dabei zu ihm auf sah, — sie hatten eben den Flur betreten, und das Licht des voranleuchtenden Dieners erhellte Wulf's Gesicht, — schlug sie vor seinem heißen Blick die Augen wieder zu Boden.

„Gute Nacht!“ flüsternte sie, das erröthende Gesicht abwendend, und verschwand im nächsten Moment hinter der Thür, die zu den Zimmern der Mutter führte; eine kleine, hagere Frau mit hellen, halb freundlich, halb ängstlich blickenden Augen hatte sie geöffnet und nahm das junge Mädchen in Empfang.

„Leise, Kindchen, leise! Die gnädige Mama ist eben erst eingeschlafen,“ mahnte sie, indem sie Evy von Mantel und Kopfschleife befreite. Aber aus dem Nebenzimmer rief eine matte Stimme: „Komm her, Liebling, ich schlafe nicht!“ Evy eilte hinein, und als ihr die Dienerin folgte, saß sie auf dem Bettrande der Mutter, ein Bild frischer, strahlender Jugend. Selbst das in Gram und Krankheit früh verwelkte Antlitz der Gräfin war wie von einem Abglanz dieser Lebensfülle angehaucht, während sie, die Hand der Tochter in ihren beiden Händen haltend, zu dem schönen jungen Wesen auf sah.

Aber mit unzufriedener Miene trat die Dienerin heran.

„Was hatten mir gnädige Gräfin versprochen?“ sagte sie vorwurfsvoll. „Und du, Evchen, — gnädiges Fräulein, wollt' ich sagen! — von Ihnen ist es das größte Unrecht —“

„Nicht schelten, liebe Reinholdt, ich habe das Kind gerufen,“ fiel die Gräfin ein. „Lange soll es nicht dauern; nur ob es schön war, will ich hören, so schön wie mein Kindsköpfchen es sich gedacht hat.“

„Noch viel, viel schöner!“ rief Evy. „Wenn ich es dir nur beschreiben könnte? Wie ein Märchen kam es mir vor; noch schöner! So muß es im Himmel sein: ein weiter, heller Saal voll Musik und Blumen Duft, in dem man nach Herzenslust mit denen tanzen kann, die man gern hat.“

„Und mit wem hat meine Kleine auf dem ersten ihrer Bälle getanzt?“ fragte lächelnd die Mutter.

„Mit allen Tänzern, die es gab,“ antwortete das junge Mädchen und zählte, noch bei der Erinnerung vor Vergnügen strahlend, die Namen der tanzfähigen Gutsnachbarn auf, zu denen sich eine Anzahl Offiziere aus dem nächsten Garnisonstädtchen gesellt hatten. „Alle ließen sich mir vorstellen und tanzten wunderschön,“ fügte sie hinzu; „aber am besten ging es doch mit Better Wulf; das war wirkliches Fliegen.“

„Nun, und Better Sobst Elamor?“ fragte die Mutter wieder.

Mannichfaltiges.

O. W. Ein Liebeslied der Altvordern.

Aus einem handschriftlichen Bande von Meisterfingergedichten entnehmen wir folgendes:

Ein Bullied

so ich, Georg Hager, Schuhmacher und beliebter Meisterfinger aus Nürnberg, meinem dritten Weibe Anna, da sie noch mein Wulfschaft war, gemacht habe, 1614.

Ich weiß ein schön Jungfräulein zart,
die will mein eigen sein,
sie ist von freundlich guter Art
das liebe Mägdelein.
Grün ist der Wald,
die Brunnlein sind kalt,
das Liebchen von schöner Gestalt.

Ach! daß doch wär die Zeit und Stund'
daß sie her zu mir kün'
und höt mir ihren rothen Mund
so liebefreundlich an.
Grün ist der Wald zc. zc.

Ich wartete nur kurze Zeit,
da kam sie her zu mir;
das machte mir gar große Freud'
und viel Vergnügen ihr.
Grün ist der Wald zc.

Wir kosten eine halbe Stund',
gelobend Lieb' und Treu';
ich betete aus Herzensgrund:
o Gott gib keine Neu'.
Grün ist der Wald zc. zc.

Es giebt kein Weib auf dieser Welt,
die mir so lieb mag sein,
als diese die mir wohl gefällt,
das liebe Jungfräulein.
Grün ist der Wald zc. zc.

Ach! Herzig's Herz, ich bitte dich,
dein Herz nicht von mir wend',
daß bleiben wir beständiglich
wohl bis an unser End'.
Grün ist der Wald zc. zc.

Evy zuckte die Achseln. „Der tanzt, als wenn er eine lästige Aufgabe abzumachen hätte,“ sagte sie. „Erst schien es, als ob er sich überhaupt nicht dazu bequemen würde, und als er endlich kam, hatte ich zum Glück nichts weiter frei, als eine Françoise. Zuletzt habe ich ihn nicht mehr gesehen, — ich glaube, daß er gleich nach dem Souper fortgegangen ist. Aber du mußt nun schlafen, liebe Mama, ich will es auch thun.“ fügte sie hinzu, einem Wink der Dienerin gehorchend, umarmte die Mutter und ging, derselben noch ein paar Kußhände zuwerfend, von „Wamsell“ Reinholdt begleitet, in ihr angrenzendes Schlafgemach.

Als die Dienerin zurückkam, fand sie Eveline in Thränen. „Um des Himmels willen, gnädige Gräfin!“ rief sie herbeileidend; „nur nicht weinen, nicht weinen, das macht alles schlimmer.“

Eveline trocknete die Augen. „Mußt du mich auch noch quälen? Habe ich nicht ohne das genug zu ertragen?“ fragte sie. „Du weißt freilich nicht, was es heißt, jahraus, jahrein dazuliegen, mir selbst und anderen zur Last. Andere Mütter können die Tugend ihrer Töchter mit genießen, sich an ihren Erfolgen freuen. Aber was ist das mit Johst Clamor?“ fügte sie ablenkend hinzu. „Während Evy aller Welt Liebling ist, von aller Welt verhätschelt wird, zeigte er sich kalt, abweisend, beinahe feindselig. Früher waren sie so gute Freunde!“

Wamsell Reinholdt, die mit geschickten Händen die Kissen und Decken der Herrin ordnete, lachte still vor sich hin.

„Nun ja, er ist eifersüchtig auf den Herrn Lieutenant,“ antwortete sie, „und nicht ohne Grund, sollt ich meinen; denn daß Herr Wulf unserer Kleinen besser gefällt, als der allezeit verdrießliche Herr Johst —“

„Scheint es dir auch so?“ fiel die Gräfin ein. „Ich habe mich bisher gestraunt, daran zu glauben; es wird mir schwer, der armen Evy, die schon so viel entbehrt, diesen heiteren Verkehr zu unterjagen.“

Wamsell Reinholdt schüttelte den Kopf. „Das werden gnädige Gräfin dem Kinde nicht antun!“ rief sie im Tone der Ueberzeugung.

Eveline seufzte. „Ich muß!“ sagte sie nach einer Pause. „Bedenke doch nur, welch ein Unglück es wäre, wenn sich die Kinder liebten, beide arm wie die Kirchenmäuse!“

„Arm, unsere Kleine?“ rief Wamsell Reinholdt. „Der Herr Graf muß doch für die Wittgilt sorgen.“

„Liebste Reinholdt,“ sagte die Gräfin mit unverkennbarer Ungeduld, „wie oft habe ich dir schon erklärt, daß Evy, selbst wenn ihr Vater lebte, so arm wäre, wie ich es war. Hohen-Moor ist Majorat, — Allodialvermögen nicht vorhanden.“

„Majorat oder nicht,“ antwortete die Dienerin, „für den Herrn Grafen wär's eine Sünde und Schande, das Kind nackt und bloß aus dem Hause gehen zu lassen.“

„Reinholdt, Reinholdt, wie kannst du das meinem Vetter zutrauen?“ rief die Kranke. „Bedenke, wie er sich alle die Jahre gegen mich benommen hat! Außerdem habe ich Grund zu glauben, daß es sein Wunsch und Wille ist, Evy mit Johst Clamor zu verheirathen. Darum, liebste Reinholdt, versprich

mir, die Kleine nicht in ihren Thorheiten zu bestärken, versprich es mir!“

Der unwillige Ton, in dem die Gräfin begonnen hatte, war nach und nach ein so klagernd geworden, und ihre Augen sahen so verängstigt zu der Dienerin auf, daß diese, eingedenk ihrer Aufgabe als Pflegerin, die Versicherung gab, sich fortan Evy gegenüber weder gegen Johst noch für Wulf anzusprechen zu wollen. Dann küßte sie ihre Schutzbefohlene sorgsam ein und legte sich endlich in dem angrenzenden Schlafzimmer nieder, das sie seit Evy's Geburt mit ihr theilte. Es währte jedoch lange, ehe sie einschlief, denn auf die Athemzüge des jungen Mädchens lauschend, sann sie hin und her, wie sie es trotz des gegebenen Versprechens anstellen könnte, ihr Herzenskind vor der Ehe mit Johst Clamor zu behüten. Zu Evy nichts gegen ihn zu sagen, hatte sie der Herrin gelobt, etwas gegen ihn zu thun, blieb ihr — wie sie josphitisch meinte — unerwehrt, und sie beschloß nach reiflichem Erwägen, Wulf auf die Gefahr, die seiner Liebe drohte, aufmerksam zu machen; klug und energisch, wie er war, würde er die rechten Mittel und Wege schon finden.

Inzwischen saß Johst Clamor in seinem Zimmer am Schreibtisch. Er hatte vergebens zu schlafen versucht, war wieder aufgestanden und schrieb, der wachsenden Kälte nicht achtend, einen Brief. Ihm gegenüber stand eine Photographie, die ihn nicht in seinem Zimmer zu sehen war, das Bild einer Frau mit einem etwa halbjährigen Kinde auf dem Schooße. Mit großen, schönen, ernsten Augen sah das kleine Geschöpf dem Beschauer entgegen, während die Frau auf den ersten Blick mit ihrer kleinen, allzu schlanken Gestalt, ihren unregelmäßigen Zügen, ihren von schweren Lidern halb verhüllten Augen ebenso reizlos wie unbedeutend erschien. Aber bei näherer Betrachtung verriethen Mund und Kinn große Energie, die Haltung des Kopfes großes Selbstgefühl, die Klugheit und scharfes Beobachten. Dazu wußte Johst Clamor, in wie hohem Grade ihrem Blick und Lächeln jenes Aufleuchten eigen war, das bezaubernd wirken kann, als immer gleiche Schönheit; er wußte, wie klangvoll ihre Stimme, wie melodisch ihr Lachen, wie anmuthig ihre Bewegungen waren. Ihm war sie noch heute wie seit Jahren der Inbegriff des Guten, Fesselnden, Interessanten, und mit liebevollem Blick wieder und wieder zu ihr hinübersehend, schrieb er:

„Schloß Hohen-Moor, 6. Jan.“

Eigentlich am 7., denn es ist vier Uhr morgens. Der widrige Nachklang einer Unterredung mit meinem Vater läßt mich nicht zur Ruhe kommen, und wie immer, wenn ich mich verlegt und mißverstanden fühle, flüchte ich zu dir, mein geliebtes Weib, mein treuer Kamerad!

Daß ich es heute nur schriftlich thue, statt in deine Arme zu eilen, mag dir beweisen, wie ich deiner Mahnungen eingedenk bin und wie sehr es mir selbst am Herzen liegt, nichts zu versäumen, was dir und unserem geliebten Kleinen die Thür meines Vaterhauses zu erschließen vermöchte. Leider habe ich wenig Hoffnung, dies Ziel schon jetzt zu erreichen, muß vielmehr dich wie mich selbst eindringlich ersuchen, je zur Voricht und Geduld ermahnen. Alles läßt sich erwingen, wenn man zu warten versteht, sagt Talleyrand. Auch wir, liebste Regine, haben —

Vom Herzen thät ich fröhlich sein,
Als ich dies Lied gemacht,
und wüßte meinem Nennlein
viel tausend gute Nacht.

Grün ist der Wald,
die Brünnelein sind kalt,
das Liebchen von schöner Gestalt.

Literatur und Kunst.

* „Friedrich, Deutscher Kaiser und König von Preußen,“ ein Lebensbild von Ludwig Biemann. Verlag von Franz Lippert, Berlin. Soeben ist die vierte Lieferung zur Ausgabe gelangt. Auch dieses Heft zeichnet sich, gleich den vorigen Lieferungen, durch Frische und Volksthümlichkeit der Darstellung wie durch vollendete Technik der zahlreichen Illustrationen aus. Von besonderem Interesse ist, — nebst den vielen kleinen in den Text gedruckten Abbildungen, — die Reproduktion einer Seite aus dem im königl. Palais ausliegenden Meldebuch vom 1. Juli 1856, in welchem, nach seiner Verlobung in London, der damalige Prinz Friedrich Wilhelm und sein Gefolge als zurückgekehrt ordnungsmäßig in eigener Handchrift aufgeführt sind. Außerdem zeigt ein treffliches Vollbild die Truppen-Gau zu Ehren des Kronprinzen auf der Sarsina bei Rom,

19. Dez. 1883. Das reich ausgestattete Werk wird etwa zehn Lieferungen umfassen, welche in Zwischenräumen von 14 Tagen erscheinen. Der Preis jedes Heftes beträgt 60 Pf.

* Von der Biemann'schen Biographie: „Friedrich III., Deutscher Kaiser und König von Preußen,“ Verlag der Renger'schen Buchhandlung (Gebhardt & Wilsch) in Leipzig, ist soeben die achte (Schluß-) Lieferung erschienen, so daß nunmehr dieses schöne, volksthümliche Werk, auf welches wir schon mehrfach hingewiesen haben, in einem stattlichen Bande mit etwa 50 Bildern theils im Text, theils in Einzel- und Doppelbildern auf Kupferdruckpapier, vollständig vorliegt. (Preis broschirt 3,20 M., sehr elegant gebunden 4 M.)

* Soeben erschien: „Kaiserworte.“ Aussprüche des Kaiser Wilhelm, gesammelt von E. Schröder. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Diese Aussprüche sind hier allein nicht nur in authentischer Fassung, sondern auch in genau chronologischer Reihenfolge mit Angabe der Quellen wiedergegeben und bieten so allein ein echtes, unverfälschtes Bild der Anschauungen unseres entchlafenen Kaisers in allen wichtigen Lebensfragen. Der niedrige Preis von 50 Pf. wurde festgesetzt, damit das Buch Gemeingut der Nation werde und bei seiner gebiegen schönen Ausstattung als Erinnerungsgabe verbreitet werden könne; es ist außerdem noch eine bessere Ausgabe zum Preise von 2 Mark elegant gebunden erschienen und durch alle Buchhandlungen zu

wenn wir nicht alles auf immer verzeichnen wollen — einen günstigeren Zeitpunkt für unser Geständniß zu erwarten.

Mein Vater hat nämlich die Absicht, mich mit meiner Cousine, der Tochter des ehemaligen Majorats Herrn, zu verheirathen. Ich erzählte dir, daß derselbe kurz vor der Geburt dieser Tochter, seines ersten Kindes, auf der Jagd verunglückt ist. Der Mannestamm der älteren Linie Derer von Hohen-Moor war mit ihm erloschen, ihre Besitzungen fielen meinem Vater zu, der nun die enterbte Tochter seines Vorgängers durch die Verbindung mit mir schadlos halten will. Ein edler Weggarand, den ich vollkommen anerkenne; mein Vater hat nur außer Acht gelassen, daß er nicht mit Schachfiguren, sondern mit Menschen operirt, und so bin ich es denn nicht allein, der sich seinem Plane widersetzt; auch meine Cousine Evy hat, wenn mich nicht alles täuscht, bereits über ihr Herz verfügt, und wird dadurch zu unserer besten, nützlichsten Bundesgenossin. Anstatt also — wie ich es leider im ersten Augenblick gethan habe — meinen Vater durch Widerspruch zu erwidern, werde ich versuchen, durch geschicktes Labiren Zeit zu gewinnen und diese nach Kräften dazu benützen, Schön-Evy und Vetter Wulf in ihren Herzenswünschen zu bestärken. Mein Vater, der Evy ungläublich verzogen hat, wird ihren Bitten sicher nicht widerstehen, wird für seine Person gern bereit sein, die desuiniären Opfer zu bringen, die nothwendig sind, um die Heirath mit dem völlig mittellosen Wulf möglich zu machen, und wird es mir danken, wenn ich mich verpflichte, für den Fall seines Todes die von ihm getroffenen Bestimmungen aufrecht zu halten.

Am liebsten würde ich mein Anrecht auf das Majorat Vetter Wulf überlassen, — natürlich gegen eine, für den Fall, daß ich fürbe, auf dich zu überragende Rente, durch die uns eine sorgenfreie Existenz gesichert und mir die Möglichkeit gegeben wäre, den Ertrag meiner Arbeiten für unsere Heirath aufsummen zu lassen. Wie du weißt, hat das geliebte Kind als Sohn einer Nichtgeborenen keinen Anspruch auf den Besitz des Majorats. Unter diesen Verhältnissen ist es meine Pflicht, das mir verliehene Talent nicht nur um seiner selbst willen und zu meiner eigenen Befriedigung auszubilden, sondern auch es für die Meinigen nutzbar zu machen; in Hohen-Moor würde ich jedoch kaum dazu imstande sein, selbst wenn ich die Verwaltung der Feld- und Forstwirtschaft in andere Hände legte. Es ist etwas in der hiesigen Atmosphäre, das kältend und lähmend auf mich einwirkt, und zwar abgesehen davon, daß ich in dem hiesigen Familienkreise für mein Streben, meine Interessen, meine Lebensanschauung weder Verständniß noch Sympathien finde.

War mir ja schon als Knabe das alte, düstere Schloß verhaßt, begann doch mit Hohen-Moor für mich das neue, traurige Leben, meines Vaters Trübsinn und wachende Härte sowohl, wie meine Verweisung in die Kinderstube, unter die Obhut von Mieslingen, die noch dazu nur widerwillig ihre Pflicht erfüllen; mein Vater und ich waren in ihren Augen unberechtigte Eindringlinge, — zum Theil sind sie noch heute dieser Ansicht. Auch die beiden Vettern, Wulf und Hans, Pflegekinder des verstorbenen Majorats Herrn, trugen zu meinem Unbehagen bei. Wulf, um zwei Jahre älter als ich, ein schöner, kräftiger Knabe, verlangte von seinem Bruder wie von mir eine Unterordnung, in die ich mich nur widerstrebend fügte. Aber ich that es, denn ich fürchtete mich vor dem unbändigen Geiellen mit den beiden Häuptern und der mächtigen Stimme, während mir sein Bruder Hans, der mit mir im gleichen Alter war, lange Zeit eine Art mitleidigen Grauens einflößte.

Der arme Junge litt an Epilepsie, und ich erinnere mich deutlich, mit welchem Herzflopfen ich nachts, wenn die Anfälle eintraten, aus meinem Schlafzimmer zu entkommen suchte und barfuß, im dünnen Nachtkleide, die Gänge entlang huschte — voll heimlicher Angst, dem Hausgeistern zu begegnen, an das die Schloßdienerschaft seltenheit glaubte. Es war unangenehm, und selbst bei Tage fand ich es unbehaglich in den hohen, weiten Gemächern mit dem dunklen Wandgemälde, dem schwerfälligen Mobiliar, den verblühten Draperien und erblühten Spiegeln. Das Unbehaglichste war jedoch das unaufhörliche Klücheln der Mädchen auf Tante Eveline. Durch den Tod des Gatten selbst wie zum Tode getroffen, war sie in eine Nervenkrankheit verfallen, die ihr jedes Geräusch zur Qual machte. Das Zuschlagen einer Thür, ein lautes Wort, ein Aufklappen im Bereich ihrer Fenster waren Kapitalverbrechen; wie ein Bann, der nicht zum Aufathmen kommen ließ, lag es auf dem ganzen Hause.

Ob dies Jahre oder nur Monate gedauert hat, weiß ich nicht; wahrscheinlich ist es unmerklich nach und nach geschehen. Tante Eveline wurde sichtbar, nahm, obwohl sie gelähmt blieb, theil am Familienleben und gewann meine Zuneigung, mein Vertrauen. Und ihr Töchterchen Evy, ein zierliches, rosiges, lustiges Geschöpfchen, nahm mein Knabenherz gefangen und stellte sich bei unseren Spielen am liebsten unter meinen Schutz. Wulf, der Soldat werden wollte, kam ins Kadettenhaus. Hans und ich hatten einen Hauslehrer und waren mit der Zeit gute Kameraden geworden; da mußte ich — wir waren beide im zwiölften Jahre — das Schreckliche erleben, daß er während eines Vades im Gartenteiche, von seinen Krämpfen befallen, vor meinen Augen erkrankte.

Den Eindruck dieser Schreckensscene habe ich bis heute nicht überwunden. In der ersten Zeit war er so stark, daß der Arzt für nothwendig erklärte, mich in andere Umgebung zu bringen; ich kam nach Thielfeld auf die Schule. Vielleicht wäre es besser gewesen, das Grauen durch Gewöhnung abzuwachen; so mußte ich, so oft ich die Ferien in Hohen-Moor zubrachte, aufs neue dagegen ankämpfen — — — Genug davon! Du verstehst nun, warum ich ohne Bedauern auf den Besitz von Hohen-Moor verzichte, es sogar mit Freuden thue, wenn ich mir damit Freiheit für mein Leben, mein Talent und meine Liebe erkaufen kann.

Wie ich meine Absichten am besten auszuführen vermag, weiß ich noch nicht, und ebensovienig, ob es vielleicht gerathen wäre, Vetter Wulf oder Tante Eveline ins Vertrauen zu ziehen, und ob schon jetzt oder erst später die rechte Zeit dazu ist. Mein Vater — das wirst du nach dem Vorstehenden dir schon selbst gesagt haben — darf von unserer Ehe erst benachrichtigt werden, wenn er weiß, daß Evy's Herz und Hand auch ohne meine Heirath für mich verloren wären. Sturm wird es auch dann noch geben, denn mein Vater hält an allen Vorurtheilen seiner Kaiste fest. Mit welcher niederdrückenden Verachtung er mir heute sagte: „Ein Hohen-Moor wird kein Musikant!“ Unter Vater, — das zu werden, ist deines Sohnes höchster Ehrgeiz, wie der Besitz seines Weibes sein höchstes Glück ist.

Nun aber gute Nacht, Einziggeliebte! Küsse unser Kind und sei in Gedanken ans Herz gedrückt von

Deinem sehnfüchtig getreuen
S. C.“

beziehen. Wegen der Volksausgabe wolle man sich an die Verlagshandlung von Friedrich Luchardt, Berlin SW., wenden.

* Kaiser Friedrich. Von Wilhelm Müller, Professor in Tübingen; 1.—10. Tausend. 10 Bogen mit Portrait. geb. 1 M., geb. 1.50 M. Verlag von C. Krabbe in Stuttgart. Kaiser Friedrich, den uns zu früh Entziffenen, in seinem Wollen, Fühlen, Denken und Handeln zu verstehen, ist jedem unter uns unerlässliches Bedürfnis. Dies Verlangen wird befriedigt durch Wilhelm Müller's Lebensbild Kaiser Friedrichs. Schlicht und edel in der Darstellung, sachlich gehalten und frei von verhimmelndem Loben, das anekdotische Material auf das Nützlichste beschränkend, ist hier das Bild des Fürsten in großen Zügen, einheitlich und klar, wie in Erz gegossen, hingestellt.

* Deutsche Kunstgeschichte von H. Knackfuß, Professor an der k. Kunstakademie zu Kassel. Vollständig in 2 Bänden mit etwa 750 Abb., erscheinend in 5 Abtheilungen à 4 M., vollständig 20 M. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. — In der sechsen erschienenen 1. Abtheilung liegt der Anfang eines vielversprechenden Werkes vor, das die deutsche Kunst in allen ihren Verzweigungen von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart darstellen soll. Der Verfasser schreibt klar und anschaulich unter Vermeidung aller unnöthigen Fremdwörter und Kunstausdrücke. Eine Menge sorgfältig ausgeführter Abbildungen

veranschaulicht das beschreibende Wort. Nach dem vorliegenden Anfang zu urtheilen, wird das Werk eine werthvolle Bereicherung unserer Litteratur werden.

* Jede Familie, in der ein Klavier steht, wird Eulenburg's Musikalischer Haus- und Familienkalender“, herausgegeben von Franz Huldtschinsky, der binnen kurzen im Verlage von Ernst Eulenburg, Leipzig, erstmalig erscheint, aufs freudigste willkommen heißen. Ebenso originell wie neu und überragend ist die Durchführung der Idee und die Ausstattung. Die Illustrationen sind von Künstlerhand ausgeführt. In die Mitte des starken, schön ausgestatteten Quartbundes sind neun werthvolle Musikbeilagen eingebettet, welche die Redaction des Kalenders von den bedeutendsten Komponisten für den ersten Jahrgang erworben hat. Heinrich Hofmann, Adolf Jensen (nachgelassenes Werk), Th. Roschke, Ch. Lecocq, Karl Henneke, Haber Schawenta, Hans Sitt, Arthur Sullivan, C. M. v. Weber (nachgelassenes Werk), sind mit höchst melodischen Werken vertreten. Erzählungen, Humoresken, musiklitterarische Aufsätze u. d. m. stammen aus der Feder von Heinrich Ehrlich, Rud. v. Gottschalk, Ludwig Hartmann, Ad. Kobut, Martin Krause, Aug. Lesimple, Alexander Moszkowski, Ernst Pasquell, Ad. Rütardt, Paul v. Schönthan, Gustav Schwarzkopf u. v. a. Eulenburg's Musikalischer Haus- und Familienkalender kostet nur 1 M. Es ist fast unglücklich, was in dem Bande für diesen Preis geboten wird!

Wie das Czarenreich christlich ward.

Von Erwin Bauer.

Neunhundert Jahre werden am 27. Juli 1888 verfloßen sein, seit die heidnischen Slaven, welche die sarmatische Tiefebene bevölkerten, zum Christenthum bekehrt worden sind. Das heutige Rußland, das, soweit es reicht, Gedächtnißfeste an dieses Ereigniß bezeugt, hat ohne Zweifel die vollste Verechtigung, sich der „Taufe des alten Rußi“ als eines werthvollen und folgenschweren Vorganges seiner Vorgeschichte zu erinnern. Denn von der Annahme des Christenthums datiren die eigentlichen Anfänge einer Staatenbildung im Osten unseres Erdtheils — Anfänge, aus denen im Laufe der Jahrhunderte das heutige russische Reich erwachsen ist. Es ist eine gewaltige Spanne Zeit, welche jene Tage, von denen ab Mönche aus Byzanz dem russischen Volke das Kreuz zu predigen begannen, von der Gegenwart trennen, und Sage und Geschichte spielen in den Ueberlieferungen, die uns von diesem Ereigniß berichten, die gleiche Rolle. Dennoch hat die wissenschaftliche Forschung so viel Licht über jene Tage verbreitet, daß man die Art und Weise, wie die Heiden im Großfürstenthum Kijew Christen wurden, mit einiger Sicherheit schildern kann.

Das heidnische Rußi, an dessen Spitze — zuerst in Nowogorod und dann in Kijew — kriegerische Normannen unter abenteuer- und raublustigen Führern standen, ist schwerlich als die Wiege der Kultur des jetzigen Rußland zu betrachten. Bis zur Mitte des 10. Jahrhunderts nahmen die russischen Slaven, in einzelne Stämme geschieden, nur einen kleinen Theil der sarmatischen Tiefebene ein; sie wohnten um den Iminensee und auf den Waldabhängen an den Quellen der Wolga, des Dnjepr und der Düna und erstreckten sich nach Norden längs dem Wolchow und nach Süden längs dem Dnjepr und Dnjeistr bis zum Schwarzen Meer hin, umgeben von weislawischen, litthauischen, finnisch-mongolischen Völkern und türkischen Nomadenstämmen. Einen Staat im modernen Sinne bildeten diese russischen Slaven nicht und weder Rurik noch seine normannischen Nachkommen wurden die Gründer eines solchen: sie waren lediglich die Heerführer in den Raubzügen nach Südosten und Süden, zu welchen sich die slavischen Völkerschaften und normannischen Häuptlinge vereinigten.

Der eigentliche Urheber des ersten großen, in gewissem Sinne einheitlichen Staates war erst der Großfürst Wladimir, der Sohn Swjatoslows, der später den Namen des „Heiligen“ erhielt. Und daß dem so ist, das verbürgen vor allem die Volksüberlieferungen: über Wladimir hinaus in die Vorzeit giebt es keine Tradition im russischen Volke; an ihn und seine Regierung knüpft alles an, was sich an Sage, Volksdichtung, Kultur und geschichtlichen Erinnerungen im russischen Volksmunde erhalten hat. Wladimir der Heilige, den das Volkslied die „rothe Sonne“ nennt, und sein Hof sind für die Russen dasselbe, was etwa für die Sagen- und Märchenüberlieferung der Deutschen der burgundische Königshof mit seinem Recken oder für den romanischen Westen König Artus und seine Tafelrunde sind. Und der sagenhafte Wladimir unterscheidet sich sehr lebhaft vom historischen: er ist der heidnische Held, der mit seinen Mannen zu Kijew herrlich und in Freuden, bei Spiel und Wein Hof hält; zu dem von nah und fern die slavischen Recken, wie z. B. Ilya von Murom, pilgern, um sich in seine Dienste zu stellen; der auszieht, um die von Asien her vordringenden wilden Feinde zu besiegen; der unglaubliche Heldenthaten vollbringt und endlich — eine sonderbare Verquickung von heidnischen Ueberlieferungen und Christenthum — aus dem Nationalhelden ein Nationalheiliger wird. Mit diesem Wladimir hat die Geschichte wenig oder nichts zu thun, wohl aber muß sie zugestehen, daß seine Regierung und diejenige seines Sohnes und Nachfolgers Jaroslaws des Großen ebenso wie das Großfürstenthum Kijew der Ausgangspunkt des späteren Czarthums Moskau ist, alle die Anfänge geschaffen haben, aus denen die russische Kultur, das russische Geistesleben und die russische politische Geschichte ihre Entwicklung genommen haben.

Die einheimische Hauptquelle für die Geschichte Wladimirs und seiner Zeit bildet die Chronik des Mönchs Nestor, der zwei Jahrhunderte später schrieb. In seiner Darstellung erhält Wladimir ein Doppelgesicht: er ist bis zu seiner Taufe ein

wilder, sinnlicher, tückischer, verschlagener, grausamer Fürst, der nur von Genußsucht und Herrschbegier regiert wird; nachdem er aber bekehrt worden, ist er plötzlich der Inbegriff aller Menschen- und Herrscher-Tugenden. Es liegt auf der Hand, daß es dem frommen Geschichtschreiber weniger auf historische Treue als darauf ankam, die Macht der christlichen Lehre zu verherrlichen: in der Schilderung des Lebens und Charakters Wladimirs sollte gleichzeitig ein Bild des heidnischen und christlichen Rußi gezeichnet und gegenübergestellt werden.

In Wirklichkeit war Wladimir ein ebenso kriegerischer, wie schlauer und kluger Fürst, der für seine Zeit bemerkenswerthe staatsmännische Fähigkeiten besaß und klare politische Ziele verfolgt zu haben scheint. Er war vonhause aus gar nicht dazu bestimmt, die erste Rolle in Kijew zu spielen. Als jüngster und noch dazu von einem normannischen, nicht vollwerthig anerkannten Nebenweibe, der Tochter Rogwold's von Bolozi, Rogujeda, geborener Sohn, ward ihm, als sein Vater Swjatoslaw fortzog nach Bulgarien, um Byzanz zu bekriegen, Nowogorod als Erbtheil angewiesen. Aber er eröffnete, sobald sein Vater erschlagen war, sofort den Krieg gegen seine älteren Brüder Jaropolk und Olor, erschlug sie und bemächtigte sich mit Hilfe normannischer Schaaren Kijews. Von hier aus dehnte er seine Herrschaft nach allen Seiten hin aus und vereinigte zum erstenmal das ganze Land der russischen Slaven zu einem bis an das Schwarze Meer reichenden Staate. Und daß er neben seinen zahlreichen Feldzügen gegen die benachbarten Völkerschaften in West und Ost auch bestrebt war, sein Reich im Innern zu heben, das beweist die Schilderung des Chronisten, wie eifrig sich Wladimir habe angelegen sein lassen, die heidnische Religion zu beseitigen, dem Volke Götzen zu errichten und den Wohlstand desselben auf seine Art zu fördern.

Was spricht sich in dieser Ueberlieferung anderes aus, als die naive Anerkennung, daß Wladimir die Verpflichtung gefühlt habe, in den Grenzen seines rohen Zeitalters eine gewisse Kulturarbeit zu verrichten? Indeß, das alte Rußi stand in regen Handelsbeziehungen zu Byzanz; von Osten her kam die Kunde von der höheren Kultur der türkischen Chane an der Wolga; von Westen her brachte die Verührung mit den dort lebenden Slaven, die dem Katholizismus und der germanischen Kultur hotmäßig zu werden begannen, neue Gesichtspunkte und die Wahrnehmung, daß Kijew der übrigen bekannten Welt zurückfalle, — ist es da ein Wunder, wenn der Großfürst und seine Großen allmählig zur Ueberzeugung gelangten, daß die Zeit der alten Götter vorüber sei?

So mag es gewesen sein — eine sichere Kunde existirt darüber nicht — und Wladimir entschloß sich, völlig im Einvernehmen mit seiner Umgebung, die Religion zu wechseln. Daß es sich dabei lediglich um die Ausführung eines politischen Gedankens handelte, beweist schon der Umstand, daß man anfangs noch gar nicht entschieden war, welche Religion man annehmen sollte, und daß man sich erst nach sorgfältiger Prüfung für das Christenthum entschloß. Maßgebend hierfür dürfte indeß auch die Thatsache gewesen sein, daß einzelne Verjuche, die Russen für das christliche Glaubensbekenntniß zu gewinnen, schon früher von Byzanz aus gemacht worden waren, daß es in Kijew, wenn auch spärlich, Christen gab, und daß die Großmutter Wladimir's, die heilige Olga, offen zum griechischen Christenthum übergetreten war und eifrig für dasselbe Propaganda gemacht hatte, ohne jedoch ihren Sohn Swjatoslaw für dasselbe gewinnen zu können. Einmal entschlossen, mit der Annahme einer fremden Religion seinem Reiche und seinen Russen alle die materiellen und geistigen Vorzüge zu verschaffen, die er bei den benachbarten Völkern und Staaten wahrgenommen hatte, ging Wladimir rasch zu Werke. Er sandte, wie der Chronist berichtet, Boten aus, um durch sie die in Betracht kommenden fremden Glaubensbekenntnisse studiren zu lassen. Es gingen Gesandtschaften zu den muslimännischen Chasaren, zu den karaitischen Juden, zu den katholischen Polen und Deutschen und zu den griechisch-orthodoxen Byzantinern. Sie lehrten nach langer Abwesenheit zurück und erstatteten Bericht. Bei den Mohamedanern hatte

ihnen nicht gefallen, daß das Weintrinken verboten war, denn Wein sei „die Freude der Russen“. Die Juden seien verstreut in aller Welt und machtlos auf Erden; deshalb würde es den Russen keine Ehre und keinen Gewinn bringen, wenn sie die Religion derselben annehmen würden. Die katholische Kirche sei zwar mächtig und groß, aber sie würde den Russen nicht gefallen: ihre Gotteshäuser seien eng und nüchtern und ihr Ritus streng und prunlos. Herrlich dagegen wäre es, wie man in Byzanz den Christengott ehre. Und die Boten, welche in Konstantinopel gewesen, ergingen sich in begeisterten Lobreden der Pracht und überwältigenden Schönheit, die in den dortigen Tempeln herrschte, sodas, als die Räte Wladimir noch daran erinnert hatten, daß ja schon die weise Großfürstin Olga die byzantinische Religion zu der ihrigen gemacht habe, weil sie sie als die beste erfunden hätte, der Entschluß gefaßt ward, sich zum Christengotte, der in Zargrad (Byzanz) herrsche, zu bekennen.

Diese Erzählung des Chronisten, deren Einzelheiten wir übergegangen haben, mag wahr sein oder auch nur die russischen Erwägungen und Bedenken gegenüber den ihnen unweifelhaft gemachten Befehlsvorschlägen aus Westen, Osten und Süden wieder spiegeln, — es ist eine in der Natur der damaligen Weltlage in Osteuropa begründete Nothwendigkeit gewesen, daß die Entscheidung zugunsten der griechischen Rechtgläubigkeit ausfiel. Die Absage an die heidnischen Götter war, wie schon bemerkt, ein zwingendes politisches Bedürfnis geworden, das alte Ruß aber wies nicht nur Tradition, Handel, Verkehr und Politik nach der Kaiserstadt am Goldenen Horn hin, sondern es zog dasselbe auch der nämliche Hang nach dem Osten zu den Griechen hin, der damals und später die Germanen nach dem sonnigen und reichen Italien immer und immer wieder führte. Die russischen Slaven saßen nicht nur an der natürlichen Handelsstraße, die aus altergrauer Vorzeit von Norden gen Südosten geführt hat; sie hatten nicht nur von dem Durchgang zwischen Karpathen und Schwarzem Meere Besitz ergriffen, durch welchen sich von jeher der von Asien kommende Völkerstrom nach Europa ergossen hat, — sie hatten auch, und das mag den Ausschlag gegeben haben, in ihrer Geschichte der kurz vorhergegangenen Zeit den Fingerzeig, der sie nöthigte, ihr Sehnen auf Byzanz zu richten: nach der Balkanhalbinsel war seit drei Jahrhunderten und mehr die Wanderung der stammverwandten Völkerschaften gegangen; dorthin hatten die ersten normannischen Fürsten ihre eigenen Vorfahren geführt, und im Gedächtniß aller lebten noch die begeistertsten Schilderungen, welche die heimkehrenden Schaa ren Swjatoslaw's von Bulgarien entwarfen, von dem Lande, wo alle Reichthümer, die die Natur gewähren könne, in Ueberfülle vorhanden wären. Wladimir folgte lediglich den Geboten der Klugheit und dem Zwange der Ueberlieferung, wenn er sich für das Christenthum der griechischen Kaiser entschied; denn zu allen Erwägungen kommt noch, daß Byzanz damals für den Orient das war, was Rom in seiner Blüthezeit für den Westen Europas gewesen ist: die große Kulturmacht, deren, wenn auch etwas verbläht, so doch immerhin noch vorhandener Glanz die Völker an sich lockte — sei es als Feinde, sei es als Bundesgenossen und Freunde.

Indes, Wladimir war nicht gesonnen, als Wittender zu kommen: wie er sich sein Reich erobert hatte, so wollte er sich auch die neue Religion erkämpfen. Er zog im Sommer 987 mit einem gewaltigen Heere gegen die griechischen Besitzungen in den Krieg und begann die Stadt Korsunj (Chersonesos, in der Nähe des heutigen Sewastopol) zu belagern, von der er nicht eher abziehen wollte, als bis er sie eingenommen, um sich in ihren Tempeln taufen zu lassen. Ein frommer Grieche, der Wladimir's Schwur, er wolle sich sofort zum Christengotte bekennen, wenn die Stadt fallen würde, erfahren hatte, verrieth dieselbe. Wladimir hielt seinen Einzug und begann Verhandlungen wegen seines Uebertritts zur byzantinischen Kirche. Wie sehr er gesonnen war, das größtmögliche Kapital aus seinem Unternehmen zu schlagen, beweist der Umstand, daß er den griechischen Kaisern Basilius und Konstantin noch weitere Bedingungen stellte: er verlangte die Hand ihrer Schwester Anna als Preis für seine Befehrung und drohte mit einem Ueberfalle Konstantinopels, wenn man seine Forderung abweise. Sie wurde ihm gewährt und zugleich mit seinem Weilager feierte der Großfürst von Kiew im Sommer 988 seinen Uebertritt zur christlichen Kirche: er ließ sich in Korsunj mit seinem ganzen Gefolge taufen und zog dann mit

der griechischen Gartochter und reicher Beute, gefolgt von Priestern und Mönchen, heim nach Kiew. Hier ward dem ganzen Volke die Taufe anbefohlen: die alten Götter wurden gestürzt und im Dnjepr ersäuft, wo aber ihre Bilder gestanden hatten, erhoben sich bald stattliche Tempel zu Ehren und zum Dienste des Christengottes.

Die Einführung des Christenthums unter den russischen Slaven ist nicht auf dem Wege der Mission und langsamen Eroberung der Gemüther und der Ueberzeugung erfolgt. Es fand vielmehr ein Glaubenswechsel aus politischen Gründen statt, wie Staaten die Regierungssysteme wechseln. Aber es ist bemerkenswerth, daß hierbei mit wenigen Ausnahmen kein Blut geflossen ist, daß die Bewohner des alten Ruß der neuen Lehre keinen fanatischen Widerstand entgegensetzten und daß das Volk und die Großen sie annahmten, wie man ein neues Kleid anlegt. Freilich, durch diese Art der Befehrung durch Massentaufen gelangte das Land vorerst nur zu einem äußerlichen Christenthum. Die alten heidnischen Gebräuche blieben daneben bestehen und haben sich im Volke noch durch Jahrhunderte erhalten. Aber die Art und Weise der Befehrung machte es den griechischen und bulgarischen Geistlichen, die in Schaaren nach Rußland kamen und zahlreiche Klöster und Kirchen erbauten, möglich, in friedlicher Kulturarbeit das Wort Gottes fortzupflanzen, in immer weitere Kreise zu tragen und so das Christenthum als einen wesentlichen Theil der Bildung langsam und stetig im engsten Zusammenhange mit den Fortschritten der allgemeinen Kultur zu hegen und fortzuentwickeln. Das Volk wuchs gleichsam mit seiner Erziehung, Gefittung und Bildung unbewußt in den christlichen Glauben hinein. Es mag übrigens auch die Thatsache, daß die gewaltige Umwälzung, die sich im Grunde doch unvorbereitet — wenigstens für die Massen — vollzog, keine blutigen inneren Kämpfe erzeugte, dadurch zu erklären sein, daß in dem alten Ruß keine Priesterkaste existirte, daß es keinen Stand gab, dessen Daseinsberechtigung mit dem alten heidnischen Glauben stand oder fiel. Sehr im Gegensatz zu den Westslaven, hatten die russischen Slaven keine heidnische Kirche, wenn man so sagen darf, keine Staatsreligion; ihr Glaubensbekenntniß fiel mit Sitte und Gebrauch zusammen und lehnte sich eng an die Offenbarungen der Natur an. Abergläubische Scheu vor den unerklärlichen Ausprägungen der Naturgewalt und eine rege Phantasie, welche Himmel und Erde, Wald und Flur, Luft und Gewässer mit geheimnißvollen Wesen bevölkerte, waren die Schöpfer religiöser Vorstellungen und des Glaubens an Götter gewesen, und der denselben geweihte Dienst bildete zum Theil den Inhalt des Verhaltens und der Anschauungen, nach welchen sich das Leben des Einzelnen wie der Familie und der Gesamtheit von der Geburt bis zum Tode regelte. So gab es für die Priester der neuen Lehre lediglich einen Widersacher, den sie zu besiegen hatten: den Einfluß der Natur auf Herz und Gemüth der Getauften. Diesen Einfluß aber zu brechen und die Zähigkeit, mit der barbarische Völker am Herkommen festzuhalten pflegen, zu überwinden, das war eine Aufgabe, die um so leichter ward, je mehr Zeit und allgemeiner Fortschritt von selbst auf Wandlungen hindrängten.

Als Wladimir im Jahre 1015 starb, war das Christenthum im ganzen Ruß die anerkannte Religion: dieselbe nun auch zum geistigen Besitzthum des Volkes zu machen, dazu bedurfte es jedoch noch mehrerer Jahrhunderte, und wir möchten fast behaupten, daß diese Arbeit auch heute noch nicht ganz beendet ist. Daß aber das Christenthum von den Zeiten seiner Einführung an tiefe und feste Wurzeln im russisch-slavischen Volksleben geschlagen hat und in gewissem Sinne sehr bald ein integrierender Theil des Fühlens und Denkens selbst der ungebildeten Massen, wenn auch häufig mit heidnischen Ueberlieferungen verqu coast, geworden ist, das beweist die Thatsache, daß alle wilden politischen Stürme und inneren Zwistigkeiten, die über das alte Ruß in der Folge hereinbrachen, daß das zwei Jahrhunderte dauernde Mongolenjoch und alle späteren Versuche, Moskau und Rußland der griechisch-rechtgläubigen Kirche abtrünnig zu machen, weder die ersten Anfänge zu vernichten noch die einmal gelegten Keime am Wachsthum zu verhindern vermocht haben.

Von Byzanz aus kam Rußland das Christenthum. Christenthum und Kultur aber sind in diesem Falle ein und dasselbe gewesen. Den griechischen Priestern folgten bulgarische, und diese letzteren brachten den russischen Slaven die Schriftzeichen und die Anfänge einer Literatur. So ist es geschehen, daß

Rußland, wie einst das altbulgarische Kaiserreich der geistige Erbe Ostroms und Griechenlands wurde, die Erbschaft Altbulgariens angetreten hat. Was es im alten Ruß und dann im Czartum Moskau und endlich im heutigen Rußland an Kulturanfängen gegeben hat, ist direkt auf den Entschluß Wladimirs zurückzuführen, das Christenthum aus den Händen der byzantinischen Kaiser zu empfangen. Kein Wunder also, wenn das russische Volk und die russische Gesellschaft, die ein Recht haben, sich als die Erben der byzantinischen Kultur zu betrachten, den Anspruch erhoben, auch die politischen Erben Ostroms und Griechenlands zu werden. Hierin liegt ein wesentliches Moment zur Erklärung der russischen Sehnsucht, das christliche Kreuz wiederum auf der Hagia Sophia in

Konstantinopel aufzurichten. Wer das begreift, wird ermessen können, welche Bedeutung der 900-jährigen Gedenkfeier der Laufe Rußlands auch in politischer Beziehung innewohnt. Die Erinnerung an das bedeutende Kulturereigniß der Gewinnung des großen russischen Volkes für das christliche Glaubensbekenntniß ist gleichzeitig eine Feier zur Auffrischung der traditionellen nationalpolitischen Bestrebungen, und es kann nicht fehlen, daß die fromme Gedächtnißfeier auch politische Früchte zeitigen wird. Und sei es auch nur, daß der Welt durch historische Rückblicke klargelegt wird, wie unzerreißbar die Fäden der geschichtlichen Entwicklung durch Jahrhunderte zu einem festen Bande verwoben worden sind, das von Moskau nach Konstantinopel hinüberleitet.

Land- und Hauswirthschaft.

Umbauversuche mit verschiedenen Rothkleearten und Kleeertragmengen in den Jahren 1886 und 1887.

Die Versuche, über deren Ergebnisse hier berichtet werden soll, bilden die Fortsetzung gleicher im Jahre 1884 und 1885 ausgeführter Versuche. Die für die Landwirthschaft hochwichtigen, mit großer Umsicht und Verständnis durchgeführten Versuche sind Herrn Putensen, Generalsekretär des land- und forstwirthschaftl. Hauptvereins Hildesheim, zu verdanken. Die Ergebnisse theilt derselbe im „Journal für Landwirthschaft“, 1888, I. H. mit und geben wir unseren Lesern einen Auszug aus dieser Mittheilung.

Der Zweck der Versuche war, festzustellen:

1. die Ertragsfähigkeit des amerikanischen Klee's, seine Widerstandsfähigkeit gegen hiesige Winter, seine charakteristischen Merkmale und Eigenthümlichkeiten im Vergleich zu den gangbarsten deutschen Kleearten;
2. die Ertragsfähigkeit der verschiedenen deutschen Kleearten;
3. die Ertragsfähigkeit verschiedener Ausarten von Kleeertragmengen und reinem Graze gegenüber einem Rothklee, und
4. den Werth des sog. Dullenklee's, Cowgrases, immerwährenden Klee's oder wie derselbe sonst noch genannt wird.

Der Boden des Versuchsfeldes (in Einem) ist als milder Lehmboden mit mittelbrauner Farbe und normaler Lockerung in ebener Lage zu bezeichnen. Das Feld ist drainirt, aber niemals gefalzt oder gemergelt worden. Die Vorfrucht ist Weizen nach gedüngten Kartoffeln, also in zweiter Gabe, gewesen; gedüngt wurde der Weizen mit 12 Ctr. Ammoniaksuperphosphat von 5 Proz. Stickstoff und 10 Proz. Phosphorsäure. Der Klee wurde am 17. April mit Hafer als Ueberfrucht ausgefät und vorsichtig mit der Hand eingeharft.

Im Frühjahr 1887 stellte sich heraus, daß die beiden nur mit Gras bestellten Parzellen außerordentlich in der Entwicklung zurückgeblieben; es war voranzusehen, daß die Gräser ohne Düngung überhaupt einen nennenswerthen Ertrag nicht geben würden. Gestützt auf die Erfahrung dortiger Landwirthe, nach welcher man die Düngung des Klee's (der des Vergleichs halber mitgedüngt werden mußte) mit Chilisalpeter für angezeigt erachtete, überdüngte man die eine über alle Parzellen sich erstreckende Hälfte des Versuchsfeldes mit Chilisalpeter und zwar mit 1 Ctr. auf 26.2 ar. Damit konnte als weiterer Zweck der Versuche

5. die Wirkung des Chilisalpeters für Klee und Gras mit in Betracht gezogen werden.

Das Mähen des Klee's und Grasses geschah am 25. Juni beim 1. Schnitt und am 24. August beim 2. Schnitt in einem Zustande, daß dem Futter kein Thau- oder Regenwasser anhaftete. Der trockene Klee zc. erhielt beide Male einigen Regen, ohne jedoch dadurch beschädigt zu werden.

Während der Vegetation wurde beobachtet, daß das Gras im September 1886 sehr von anhaltender Dürre zu leiden hatte, mehr als der Klee. Im Oktober zeigte der amerikanische Klee ein sehr starkes Befallen von Neshthau, während der übrige Klee davon frei blieb, nur der steyerische zeigte in ganz geringem Maße Befall. Auch auf einem zweiten Versuchsfelde (Trulle) zeigte sich die Eigenthümlichkeit, daß nur der amerikanische Klee befiel; sogar einzelne Pflanzen desselben, die sich unter dem immerwährenden Klee vorfanden, waren auffallender Weise stark befallen, während die übrigen Pflanzen

völlig grün waren. Erst später zeigte auch der übrige Klee schwachen Befall.

Der Klee überwinterte trotz ungünstiger Verhältnisse gut, das Gras weniger gut, namentlich das italienische Raygras.

Die angebauten 11 Kleearten gaben von beiden Schnitten im Durchschnitt einen Heuertrag von 1533 kg pro 26.2 ar (= 1 haunob. Morgen). Diesem Durchschnittsertrag gegenüber war der Ertrag der einzelnen Sorten im Heu darüber (+), bezw. darunter (-):

Nr.	Art	Klee	Ertrag
1.	der holstein'sche	Klee	+ 357 kg
3.	schlesische		+ 47 "
11.	Spätklee		+ 37 "
4.	sächsische		+ 27 "
2.	rheinische		- 33 "
8.	amerikanische		- 33 "
7.			- 43 "
10.	immerwährende		- 53 "
6.	steyerische		- 63 "
5.	böhmische		- 93 "
9.	das Cowgras		- 143 "

Bei dem 2. Schnitt allein war der Ertrag über oder unter dem Durchschnittsertrage (451 kg) wie folgt:

Nr.	Art	Klee	Ertrag
1.	der holstein'sche	Klee	+ 209 kg
2.	rheinische		+ 89 "
4.	sächsische		+ 39 "
3.	schlesische		+ 19 "
6.	steyerische		+ 19 "
10.	immerwährende		- 1 "
7.	amerikanische		- 21 "
5.	böhmische		- 31 "
9.	das Cowgras		- 41 "
8.	der amerikanische		- 52 "
11.	Spätklee		- 231 "

Bezüglich der einzelnen Kleearten kommt der Verfasser zu nachstehenden Bemerkungen.

1. Der amerikanische Klee. — Im Ertrage blieb der beste amerikanische Klee (Nr. 8) gegen den besten deutschen, den holstein'schen Nr. 1, um 390 kg Heu pro 26.2 ar zurück. Rechnet man den Doppelcentner Klee zu 4 M., so beträgt der Geldwerth des Winterertrags beim amerikanischen Klee 15.6 M. auf der angegebenen Fläche. Beim zweiten Schnitte scheint der amerikanische Klee etwas mehr im Ertrage zurückzugehen, als die deutschen Sorten, namentlich als der holstein'sche und der rheinische Klee; seine Reproduktionsfähigkeit ist also geringer. Sowohl nach dieser als nach den früheren Beobachtungen scheinen die Ungleichheiten in den Erträgen zwischen den verschiedenen Kleearten in dem Maße geringer zu werden, in welchem die gesammten Wachsthumfaktoren für den Klee sich günstiger gestalten. Auf weniger für den Kleebau günstigen geht der Ertrag des amerikanischen Klees anscheinend am meisten zurück.

In der Widerstandsfähigkeit gegen hiesige Winter standen die beiden angebauten amerikanischen Sorten nicht gegen die einheimischen zurück. Eine zu große Vertrauensseligkeit darf man jedoch in dieser Beziehung nicht hegen, denn so außerordentlich wie das amerikanische Klima verschieden ist, muß natürlicherweise auch der amerikanische Klee je nach seiner näheren amerikanischen Heimath sich verschiedenartig gegen unser Winterklima verhalten.*

* Bedauerlicherweise ist die nähere Heimath dieser verwendeten amerikanischen Kleearten nicht ermittelt worden; es würde recht

Die Merkmale des amerikanischen Klees bestehen lediglich in dem starken Behaartsein seiner Stengel und Blätter.

Mit dieser Eigenschaft scheint die nachtheilige Eigenthümlichkeit des amerikanischen Klees zusammenzuhängen, leichter und stärker von Mehlthau (Erisypho) befallen zu werden; die Keimsporen dieses Pilzes werden eben leichter an den behaarten Blättern haften, als an den fast glatten Blättern des Klees anderer Ursprungs.

Da durch das Beweiden von befallenem Klee sehr leicht die Trommelsucht oder das Aufblähen bei Schafen und Kühen hervorgerufen wird, so ist der amerikanische Klee wegen dieser Eigenthümlichkeit ganz besonders vorsichtig zu beweiden; die Gefahr des Aufblähens wird deshalb bei dem amerikanischen Klee größer sein, als bei einheimischen Kleearten.

2. Die deutschen und österreichischen Kleearten. — Der holsteinische Klee ergab wie bei dem früheren Versuche einen erheblich höheren Ertrag als sämtliche andere Saaten. Das Mehr desselben betrug gegenüber der zweitbesten Saat, der schlesischen, 310 kg Heu pro 26,2 ar; gegenüber den amerikanischen Klees 400 bzw. 390 kg Heu (pro ha ca. 30 Ctr. Heu).

Ueber dem Durchschnittsertrage der angebauten Sorten hatte der holsteinische Klee in diesem Jahre ein Mehr von 357 kg und im Jahre 1885 = 500 kg Heu pro 26,2 ar (ca. 28 bzw. 38 Ctr.)

Der schlesische, der sächsische und der rheinische Klee stehen sich hinsichtlich ihres Ertrages sehr nahe.

3. Die Klee grasgemenge und das reine Gras. Die Versuche verliefen nicht einwurfsfrei und haben sich die Ergebnisse des ersten Versuchs durch den zweiten nicht vollständig bestätigt, jedoch eine Schlussfolgerung aus denselben nicht gerathen erscheint. Nur das möchte hervorzuheben sein, daß eine Zwischenfaat von 1 kg Gras pro 26,2 ar — also von ca. 3,8 kg pro Hektar — genügt, um die Vortheile zu erreichen, welche mit einer Mischung von Klee und Gras verbunden sind. Bei diesem Mischungsverhältnis (5 Klee, 1 Gras) war auch die Entwicklung des Pflanzengemenges nach dem ersten Schnitte am günstigsten.

Die Entwicklung des reinen Grasses (des englischen sowohl als auch des italienischen Rahgrasses) war infolge der festen Struktur des Bodens, welche noch durch anhaltende Trockenheit erhöht wurde, sowie infolge des geringen Düngungsstandes keine gedeihliche.

Der Anbau des reinen Grasses dürfte sich deshalb nur auf vor allen Dingen lockeren, humosem Boden empfehlen, welcher sich in gutem Düngungsstande befindet. Ohne eine entsprechende Düngung scheint die Kultur reiner Gräser überhaupt nicht rentabel zu sein.

4. Das Cowgras (immerwährender Klee) und der Spüpfker. — Letzterer war irrthümlicherweise statt ersterem beim zweiten Versuche verwendet worden. Durch diese Versuche ist festgestellt worden, daß der Spüpfker, wie in Ostpreußen bekannt, nichts weniger als perennirend ist; im Gegentheil, er giebt statt zweier Schnitte nur einen Schnitt und kommt etwa 2 bis 3 Wochen später zur Blüthe als die anderen Rothkleearten. Zu dem Zwecke, zu welchem er in Ostpreußen angebaut wird — nämlich zwischen dem ersten und zweiten Schnitt als Grünfutter zu dienen, eignet er sich ganz vorzüglich. Der Ertrag desselben übersteigt sogar denjenigen des holsteinischen Klees beim ersten Schnitte um 120 kg Heu pro 26,2 ar, und kam trotz des Ausfalles des zweiten Schnittes im Gesamtertrage fast dem schlesischen Klee gleich, überholte aber alle übrigen Kleearten. Zu berücksichtigen ist ferner bei dem Anbau des Spüpfklee, daß er das Land vermöge seiner guten Beschattung in der vorzüglichsten physikalischen Beschaffenheit zurückläßt. Nach der Ernte des ersten Schnittes dürfte ein sofortiges Umpflügen des Landes am geratheinsten sein.

Der als sog. Cowgras aus Schottland bezogene Klee war wieder ein ganz anderer Klee. Derselbe zeichnete sich durch am weitesten entwickelte, große Blütenköpfe und eine geringe Höhe (58 cm) aus. Derselbe lieferte den geringsten Ertrag von sämtlichen Kleearten.

5. Die Wirkung des Chilisalpeters auf Klee und

erwünscht gewesen sein, wenn Kleearten aus klimatisch recht verschiedenen Gegenden Amerikas in Vergleich gezogen worden wären.

Gräser. Der Chilisalpeter vermochte nicht im geringsten das Wachstum des Klees zu fördern. Dagegen wurde der Ertrag der Gräser um das Doppelte durch diese Düngung gehoben. Auf 26,2 ar berechnet, betrug der Heuertrag:

	gedüngt	ungedüngt	Mehrertrag d. Chilisalpeter
beim italienischen Rahgras	1160 kg	560 kg	600 kg
" englischen "	1080 "	560 "	520 "

Rechnet man den Doppelcentner Heu nur mit 4 M., so hat der Chilisalpeter (1 Ctr.) 26, bzw. 20,8 M. pro 26,2 ar aufgebracht. Bei einem Ankaufe von 1 Centner Chilisalpeter zu 10 M. würde sich also noch ein großes Plus für denselben ergeben haben. Die Rentabilität der Anwendung des Chilisalpeters zu den Gräsern ist deshalb durchaus nicht zu bezweifeln.

Wie bereitet man einen guten Johannisbeerwein?

Der Johannisbeerwein ist die Perle aller Beerenweine! Wenn richtig bereitet, ist er ebenso gut als der beste französische Rothwein, dessen Farbe er auch zeigt. Dabei besitzt er ein vorzügliches Aroma und Bouquet und ist von untadelhafter Reinheit, so daß er Kranken und Konvaleszenten besonders dienlich ist und niemals Kopfschmerzen verursacht. Kein Wunder also, daß die Produktion dieses edlen Getränkes in den letzten Jahren enorm zugenommen hat. Wer nur einige Johannisbeerbüschel in seinem Garten hat, sollte nicht unterlassen, sich jährlich ein Fäßchen selbst zu bereiten; die Sache ist nicht so gar schwierig und der Preis stellt sich, wenn man die Arbeit und den Werth der Beeren nicht rechnet, pro Fäßchen auf 10—20 M.

Die bei trockenem Wetter gepflückten Trauben werden abgebeert, dann in großen Schüsseln mit den Händen zerdrückt; hierauf wird die Masse in ein Haartuchsieb geschüttet, so daß der Saft ablaufen kann. Die im Siebe zurückbleibenden Trester werden dann in einem geeigneten Gefäß mit ein wenig Wasser übergossen und bleiben zum Auslaugen an einem kühlen Orte 24 Stunden stehen, worauf sie ebenfalls abgepreßt werden. Der so gewonnene Saft muß nun mit einem entsprechenden Wasser- und Zuckersatz in einem reinen Weinfäßchen vergären. Auf je 1 l Saft nimmt man 2 l Wasser und je nach der Stärke des zu erzielenden Weins 1—2 Pfd. Hutzucker. — Auch Spiritus-, Rum- und Branntweinfässer können in Nothfälle Verwendung finden, müssen aber erst mehrmals mit kochender Sodalauge ausgekühlt und mit reinem Wasser nachgespült werden. Ist das Fäßchen ganz geruchlos und rein, so bringt man den Most hinein, legt das Faß in einen Raum, wo die Temperatur 14—16° R beträgt, bedeckt das Spundloch mit einem umgekehrten Weinglase und wartet nun ruhig den Beginn der Gärung ab, die gewöhnlich in einigen Tagen eintritt. Ist dieselbe in vollem Gange, so wird das Spundloch mit einer Gärrohre verschlossen, die man sich leicht für ein paar Pfennige selbst herstellen kann. Die Anwendung derselben ist nöthig, weil sonst Gährungsstille eintreten würde. Hat das Fäßchen und Brauen im Faße aufgehört (Oktober—November), so füllt man das Faß mit Wein (in Ermangelung mit Zuckermilch) ganz voll, spundet es fest zu und bringt es in den kühlen Keller. Damit es stets spundvoll bleibe, muß man häufig nachfüllen (besser ist die Füllflasche!). Im März ist der Wein völlig klar geworden, die Hefe hat sich zu Boden gelagert und es ist nun Zeit, ihn von dem Bodensatz abzugeben, um ihn getrennt von der Hefe in einem eigenen Fäßchen, das ebenfalls immer spundvoll gehalten werden muß, der vollkommenen Ausbildung entgegen zu führen. — Das Abfüllen geschieht mittels einer Hebervorrichtung, die sich ebenfalls jeder für einige Groschen aus zwei Glasröhrchen und einem Gummischlauch leicht selbst herstellen kann. Beim Einbringen und Verfestigen des einen Schenkels des betr. Hebers muß aber mit großer Behutsamkeit verfahren werden, damit die Hefe nicht aufgerührt wird. Den Bodensatz gießt man durch ein Fäßchen oder ein Tuch, damit die Hefe zurückgehalten wird. Hat man kein zweites Fäßchen zur Verfügung, so kann das Gärfäß auch als Lagerfaß dienen. Man läßt den Wein dann klar in einen Eimer, einen glasierten Topf (aber nie in ein Metallgefäß!) ab, reinigt das Faß durch Auspülen und bringt den Wein wieder baldmöglichst hinein. Das Faß muß im kühlen Keller lagern und stets spundvoll gehalten werden. Nach 6—8 Wochen ist der Wein gut ausgebaut; er wird auf Flaschen gezogen, die fest verkorkt (Korkmaschine) und verlackt im Keller stehend oder liegend aufbewahrt werden. Näher auf die Sache hier einzugehen ist nicht möglich. Wer sich darüber genauer informieren will, den verweisen wir auf das eben erwähnte Buch: „H. Timm, der Johannisbeerwein.“ Dasselbe ist bei Eugen Ulmer in Stuttgart erschienen und kann aus jeder Buchhandlung, wie auch, wo keine Verbindungen mit solchen vorhanden sind, vom Verleger direkt zum Preise von 3 M. bezogen werden.

